

Scheiße baue, es ist mir ein Rätsel.«

»Und warum baut er so viel Scheiße?«

»Warum? Weil er nicht weiß, wer er ist, wenn er keine Scheiße baut.«

Leonards Stimme klingt geladen.

»Es ist unglaublich«, wettet er weiter, »dieses Durcheinander in seinem Kopf. Ich frage: Was willst du, was ist es, was du wirklich *willst*?«

»Halt«, unterbreche ich ihn. »Was ist es, was *du* willst?«

»Touché.« Leonard lacht kurz auf.

Dann folgen ein paar lange Sekunden intensiven Schweigens.

»In meinem ganzen Leben habe ich immer nur gewusst, was ich nicht will«, sagt er. »Ich hatte immer einen Stachel im Fleisch und dachte: Wenn der raus ist, denke ich darüber nach, was ich will. Aber dann wurde dieser spezielle Stachel entfernt, und ich fühlte mich wie ausgeleert. Irgendwann kam der nächste. Und wieder konnte ich an nichts anderes denken als an diesen Stachel. Ich habe nie Zeit gehabt, darüber nachzudenken, was ich wirklich *will*.«

»Vielleicht liegt irgendwo da der Schlüssel, warum Lorenzo trinkt.«

»Es ist widerlich«, sagt Leonard leise. »So alt zu sein und so uninformiert. Das wäre was, worüber Krista K. schreiben könnte, das fände ich spannend. Aber das Problem ist, dass sie unter Information etwas versteht, wofür sich der KGB interessiert.«

Im Drugstore laufe ich der neunzigjährigen Vera über den Weg, einer Trotzkinin aus alten Zeiten, die in meiner Nachbarschaft wohnt, im vierten Stock eines Hauses ohne Aufzug. Ihre schrille Stimme erinnert an die Tonlage einer Seifenoper. Sie wartet auf ein Medikament, das ihr verschrieben wurde, und da ich sie eine Weile nicht gesehen habe, biete ich spontan an, ihr so lange Gesellschaft zu leisten. Wir setzen uns auf zwei von drei Stühlen in der Nähe des Ausgabeschalters, ich in die Mitte, Vera links von mir. Auf dem dritten Platz sitzt ein freundlich wirkender Mann und liest ein Buch.

»Hast du immer noch deine alte Wohnung?«, frage ich.

»Wo soll ich denn sonst hin?«, fragt sie so laut, dass ein Mann in der Schlange sich umdreht. »Aber ich will dir was sagen, Schätzchen. Die Treppen halten mich aufrecht.«

»Und dein Mann? Wie kommt er damit klar?«

»Ach der«, sagt sie. »Er ist gestorben.«

»Tut mir leid«, murmele ich.

Sie macht eine abwehrende Gebärde.

»Es war keine gute Ehe«, erklärt sie. Drei Leute in der Schlange drehen sich um.

»Aber ich will dir was sagen. Am Ende spielt es wirklich keine Rolle.«

Ich nicke. Ich verstehe. Die Wohnung ist leer.

»Trotzdem, eins kann ich wirklich sagen«, fährt sie fort. »Er war ein schrecklicher Ehemann, aber ein toller Liebhaber.«

Ich spüre, wie der Mann neben mir leicht zusammenfährt.

»Tja, das ist auch wirklich wichtig«, sage ich.

»Allerdings! Ich habe ihn während des Zweiten Weltkriegs in Detroit kennengelernt. Wir waren beide in der Organisation. Damals schlief jeder mit jedem, ich auch. Aber du würdest es nicht glauben ...« Hier dämpft sie dramatisch die Stimme, als hätte sie ein bedeutsames Geheimnis preiszugeben. »Die meisten Typen, mit denen ich geschlafen habe ... also, im Bett taugten sie nicht viel, ich meine, sie waren miserabel, wirklich *hundsmiserabel*.«

Jetzt merke ich, wie der Mann neben mir ein Lachen unterdrückt.

»Wenn man also einen guten fand«, fuhr Vera achselzuckend fort, »musste man ihn festhalten.«

»Ich weiß genau, was du meinst«, sage ich.

»Wirklich, Schätzchen?«

»Klar.«

»Du meinst, sie sind immer noch so miserabel?«

»Hör dir das an«, antworte ich. »Zwei alte Frauen, die sich über lausige Liebhaber unterhalten.«

Diesmal prustet der Mann neben mir los. Ich drehe mich zu ihm um und mustere ihn aufmerksam.

»Wir haben wohl mit denselben Typen geschlafen, was?«, sage ich.

Ja, nickt er. »Und mit demselben Ausmaß an Befriedigung.«

Für den Bruchteil einer Sekunde sehen wir drei uns an und johlen dann alle gleichzeitig los. Als das Geschrei verebbt, strahlen wir übers ganze Gesicht. Gemeinsam haben wir agiert, und einzeln ist jeder von uns mit sich zufrieden.

Niemand ist überraschter als ich, dass ich mich zu der entwickelte, die ich heute bin. Nehmen wir die Liebe, zum Beispiel. Ich war immer überzeugt, dass ich in dieser Hinsicht genauso war wie alle anderen jungen Mädchen meiner Generation. Mutterschaft und Ehe hatten mich noch nie interessiert, und mich in meiner Fantasie auf die Barrikaden der Revolution zu träumen, war schon etwas Besonderes unter meinen Klassenkameraden, aber ich wusste von klein auf, dass ich eines Tages meinem Märchenprinzen begegnen würde und, wenn es so weit war, das Leben seine ultimative Form annehmen würde; *ultimativ* war das Wort, auf das es ankam. Tatsächlich tauchten ein paar Märchenprinz-Doppelgänger auf, aber zu

etwas Ultimativem kam es nicht. Mit fünfunddreißig hatte ich mit genau so vielen Männern geschlafen wie meine Freundinnen, zweimal geheiratet und mich zweimal scheiden lassen. Beide Ehen hatten jeweils zweieinhalb Jahre gehalten und waren von einer Frau, die ich nicht kannte (mir), mit einem Mann, den ich ebenfalls nicht kannte (der Figur auf der Hochzeitstorte), geschlossen worden.

Erst nach dem Ende dieser beiden Ehen wurde ich sexuell erwachsen – das heißt, wurde ich mir meiner selbst als einem begehrenden im Unterschied zum begehrten Wesen bewusst. *Diese* Entwicklung war meine Schule. Ich lernte, dass ich sinnlich war, aber keine Sirene; dass ich einen Orgasmus genießen konnte, ohne dass die Erde ins Trudeln geriet, dass mir eine sexuelle Obsession für etwa sechs Monate den Atem rauben konnte, ich aber gleichzeitig wartete, dass der nervöse Sinnesrausch wieder abflaute. Kurz: Sex war toll, aber nicht das, wofür ich lebte. Und dann lernte ich noch etwas.

Mit Ende dreißig hatte ich eine Affäre mit einem Mann, der mir etwas bedeutete und umgekehrt. Was uns gegenseitig anzog, war die geistige und spirituelle Energie, die wir beide im jeweils anderen erkannten. Doch auch für diesen Mann – intelligent, gebildet, politisch engagiert – hatte die Ausübung seines sexuellen Willens eine zentrale Stellung in jeder Beziehung mit einer Frau. Es gab keinen Moment unseres Zusammenseins, in dem er mich nicht berührte. Nie betrat er meine Wohnung, ohne mir sofort die Hand auf die Brust zu legen, nie umarmte er mich, ohne mir zwischen die Beine zu fassen, nie lag er neben mir, ohne den Versuch zu unternehmen, mich zu befriedigen. Als ich nach ein paar Monaten unseres Zusammenseins anfing, gegen etwas zu protestieren, das sich allmählich anfühlte wie eine automatische Routine, zog er mich jedes Mal an sich, küsste meinen Hals und flüsterte mir ins Ohr: »Ach, komm, du weißt doch, wie gern du es hast.« Da ich ihn wirklich liebte und er mich – wir hatten eine wundervolle Zeit miteinander –, starrte ich ihn in solchen Augenblicken nur an und schüttelte frustriert den Kopf, wehrte mich aber nicht weiter.

Eines Tages schlug er mir Analverkehr vor, etwas, das wir bisher noch nicht ausprobiert hatten. Ich sträubte mich. Am nächsten Tag machte er den Vorschlag erneut. Wieder lehnte ich ab. »Woher willst du wissen, dass es dir nicht gefällt?«, beharrte er. »Du hast es doch noch nie probiert.« Er machte mich mürbe: Am Ende willigte ich ein, dass wir es ein einziges Mal versuchten. Nein, nein, sagte er, ich müsse es schon dreimal versuchen, und wenn ich *dann* Nein sagte, bliebe es Nein. Also machten wir es dreimal, und um ehrlich zu sein, war es nicht so schlimm, wie ich gedacht hatte – fast gegen meinen Willen reagierte mein Körper –, aber es gefiel mir trotzdem nicht.

»Okay«, sagte ich. »Wir haben es dreimal gemacht, und jetzt werde ich es nicht mehr versuchen.«

Wir lagen im Bett. Er küsste meinen Hals und flüsterte mir ins Ohr. »Ach, komm schon. Nur noch ein Mal. Du weißt doch, dass es dir gefällt.«

In diesem Moment rutschte ich von ihm weg und sah ihm direkt ins Gesicht. »Nein«, sagte ich und war selbst überrascht von der Entschiedenheit in meiner Stimme.

»Was bist du für eine perverse Frau«, explodierte er. »Du weißt, dass du es willst. *Ich* weiß, dass du es willst. Trotzdem wehrst du dich dagegen. Oder bin ich es, gegen den du dich wehrst?«

Wieder starrte ich ihn an, nur war es diesmal anders als sonst. Ein Mann drängte mich zu etwas, das ich nicht wollte, und tat dies auf eine Art, die er bei einem Mann nie angewendet hätte: indem er mir erklärte, dass ich nicht wusste, was ich wollte. Ich spürte, wie sich meine Augen verengten und mein Herz zu Eis wurde. Zum ersten – aber nicht zum letzten – Mal hatte ich bewusst das Gefühl, dass Männer zu einer anderen Spezies gehörten als wir Frauen. Getrennt von uns und fremd. Es war, als hätte sich eine unsichtbare Membran zwischen meinem Liebhaber und mich geschoben, fein genug, um vom Verlangen durchstoßen zu werden, aber auch dicht genug, um die menschliche Zusammengehörigkeit zu verschleiern. Der Mensch auf der anderen Seite der Membran erschien mir ebenso unwirklich, wie ich mich ihm gegenüber fühlte. In diesem Moment war es mir egal, ob ich je wieder mit einem Mann ins Bett gehen würde.

Natürlich tat ich es – liebte, stritt und genoss meine Lust noch viele Male nach der Trennung von diesem Mann –, aber die Erinnerung an die feine, unsichtbare Divergenz zwischen uns verfolgte mich, und häufiger, als ich mich erinnern mag, sah ich sie aufschimmern, wenn ich einem Mann ins Gesicht blickte, der mich liebte, sich aber nicht überzeugen lassen wollte, das ich dasselbe brauchte wie er, um mich wie ein menschliches Wesen zu fühlen.

Mit der Zeit lernte ich andere Frauen kennen, die diese Erfahrung anders gedeutet hätten, aber trotzdem sofort verstanden, wovon ich redete, wenn ich den unsichtbaren Vorhang beschrieb. Es geht ums Territorium, sagten die meisten achselzuckend. Sie hatten ihren Frieden mit einem Arrangement gemacht, das genauso war, wie es immer gewesen war. Ich wusste, dass ich das nicht könnte. Für mich war es die Erbse unter zwanzig Matratzen: eine Irritation der Seele, mit der ich nicht fertigwurde.

Arbeite, sagte ich mir, arbeite. Wenn ich arbeitete, so dachte ich und schmiegte mich an mein frisch verhärtetes Herz, hätte ich einen Platz in dieser Welt. Was machte es schon aus, wenn ich auf »Liebe« verzichtete?

Mehr, als ich mir je hätte träumen lassen. Die Jahre vergingen, und ich sah, dass romantische Liebe wie Farbe ins Nervensystem meiner Gefühle injiziert worden war und das gesamte Gewebe von Sehnsucht, Fantasie und Gefühl durchwirkte. Sie

geisterte in meiner Psyche herum, schmerzte bis in die Knochen und war so tief in die seelische Verfassung eingedrungen, dass mir die Augen brannten, wenn ich mir ihren Einfluss direkt ansehen wollte. Sie sollte mein ganzes restliches Leben ein Grund für Schmerz und Konflikt bleiben. Ich halte große Stücke auf mein verhärtetes Herz – habe es all die Jahre getan –, doch der Verlust romantischer Liebe kann es bis heute zerreißen.

Eine Holzbarrikade steht als Schutz um zwei Quadratmeter meiner Straße, die gerade frisch betoniert worden ist. Neben der Barrikade liegt eine einzelne Holzplanke für die Fußgänger, gesäumt von einem wackligen Geländer. An einem eisigen Wintermorgen will ich gerade nach dem Geländer greifen und mich über die Planke ziehen, als am anderen Ende ein Mann auftaucht, der dasselbe vorhat. Dieser Mann ist groß, klapperdürr und furchterregend alt. Instinktiv beuge ich mich weit genug vor, um ihm meine Hand entgegenzustrecken. Instinktiv ergreift er sie. Keiner von uns beiden spricht, bis er die Planke sicher überquert hat und neben mir steht. »Danke«, sagt er. »Vielen Dank.« Ein Schauer durchfährt mich. »Gern geschehen«, sage ich in einem Ton, der hoffentlich ebenso klar ist wie der seine. Danach gehen wir beide unserer Wege, doch ich habe das Gefühl, dass sein »Danke« noch den ganzen Tag durch meine Adern strömt.

Es war seine Stimme. Was für eine Stimme: stark, lebhaft, selbstbeherrscht. Sie wusste nicht, dass sie einem Greis gehörte. Keine Spur von dem flehentlichen Ton, den man so oft in der Stimme alter Menschen hört, wenn man ihnen kleine Gefälligkeiten erweist – »Wie nett von Ihnen, wie aufmerksam, wirklich ganz reizend!« Dabei hat man nicht mehr getan, als ein Taxi herbeigewinkt oder beim Leeren eines Einkaufswagens geholfen. Es ist, als würde die Person sich für den Raum entschuldigen, den sie in dieser Welt einnimmt. Dieser Mann hatte verstanden, dass ich nicht außergewöhnlich hilfsbereit gewesen war und er sich nicht außergewöhnlich dankbar zeigen musste. Er rief uns beiden in Erinnerung, dass jeder Mensch, der in Schwierigkeiten gerät, das Recht hat, Hilfe zu erwarten, so wie jeder Zeuge die Verpflichtung, diese Hilfe anzubieten. Ich hatte ihm die Hand gereicht, und er hatte sie ergriffen. In den dreißig Sekunden, die wir beieinander gestanden hatten – er nicht als Bettler, ich nicht als Wohltäterin –, war die Maske des Alters von seinem Gesicht gerutscht und die Maske der Vitalität von dem meinen. Inmitten von amerikanischer Unzulänglichkeit, globaler Brutalität und persönlichen Abwehrmechanismen hatten wir einander unser wahres Gesicht gezeigt.